

Sarah Czerney
Lena Eckert
Silke Martin (Hrsg.)

Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie

(Un-)Vereinbarkeit zwischen
Kindern, Care und Krise



Verlag Barbara Budrich

Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie

Sarah Czerney
Lena Eckert
Silke Martin (Hrsg.)

Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie

(Un-)Vereinbarkeit zwischen
Kindern, Care und Krise

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2022

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2022 Verlag Barbara Budrich GmbH, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich.de

ISBN 978-3-8474-2654-7 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1811-5 (PDF)

DOI 10.3224/84742654

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de

Titelbildnachweis: Katharina Pethke / Christoph Rohrscheidt

Druck: docupoint GmbH, Barleben

Printed in Europe

Geleitwort

Uta Meier-Gräwe

»Zum Schluss ergriff der Dekan der philosophischen Fakultät, Prof. Kaufmann, das Wort (...) und gab seiner Freude Ausdruck, dass eine wahrhaftige ›doctissima virgo‹ vor ihm stehe. Er hoffe und wünsche aber nicht, dass jetzt eine neue Ära anbreche, und dass die Frauen als doctores in die Universität hineinströmen, sondern vielmehr nach wie vor ihre schönste und heiligste Pflicht erfüllen werden, ein Hort der Familie zu sein...«
(Abendausgabe der Breslauer Zeitung aus Anlass der erfolgreichen Verteidigung der Dissertation von Clara Immerwahr, erste Promoventin in Deutschland, 22.12.1900)

Lange her, höre ich Sie sagen, seither hat sich doch soviel zum Positiven verändert. Wirklich?

Es stimmt, eine Frau muss heute ihren Beruf als Wissenschaftlerin nicht mehr aufgeben, wenn sie verheiratet ist. Und niemand würde von einer Frau derzeit erwarten, dass sie über den Dienstboteneingang ihrem Ehemann das Mittagessen ins Forschungsinstitut bringt, wie es Dr. Clara Immerwahr getan haben soll. Wahr ist aber auch: Trotz der Vielfalt an beruflichen Optionen, die Frauen heute zweifellos haben, ändert sich plötzlich alles, wenn sie Mütter* werden, aber zugleich weiter forschen und lehren wollen. Als Hochschullehrerin habe ich häufig die innere Zerrissenheit und Frustration meiner Mitarbeiterinnen erlebt, die nach der Geburt ihrer Kinder mit allgegenwärtigen Verfügbarkeitserwartungen zwischen Familie und ihrem Beruf als Wissenschaftlerin konfrontiert waren. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sie geglaubt, völlig gleichberechtigt zu sein. Doch die Wissenschaftsproduktion orientiert sich nach wie vor an dem von Carearbeit vollständig freigestellten Individuum, das sich hingebungsvoll dem Forschen und Verfassen von möglichst zahlreichen wissenschaftlichen Artikeln in hochkarätigen Zeitschriften verschreibt, eine engagierte Lehre bietet, Auslandssemester und internationale Kooperationen vorweisen kann und häufig Vorträge auf Tagungen der Scientific Community hält.

Geradezu legendär ist in diesem Zusammenhang die von Helga Nowotny und Karin Hausen beschriebene Karikatur oder Realität des zerstreuten, alltagsvergessenen Professors, der nicht mal ein Ei in die Pfanne schlagen

kann. Diesen »lästigen Kleinkram« übernimmt die treusorgende Ehefrau oder Haushälterin, damit er sich voll auf die für wesentlich erklärte wissenschaftliche Arbeit konzentrieren kann (Nowotny/Hausen 1986, S. 11). In einem eigenen DFG-Forschungsprojekt zum Essalltag in Familien berichtet eine vollzeitberufstätige Mutter, dass sie abends vorkocht, damit ihr Professorenkammeraden an seinem Homeoffice-Tag versorgt ist: »Mein Mann macht in der ganzen Hinsicht bezüglich Essen gar nichts, würde ich mal so sagen... Er kann schon 'ne Büchse aufmachen, er würde nicht verhungern, aber, an sich kann er es nicht.« (Meier-Gräwe 2010, S. 220).

Die Herausgeberinnen der vorliegenden Publikation haben bereits 2020 in ihrem Buch »Mutterschaft und Wissenschaft: Die (Un-)Vereinbarkeit von Mutterbild und wissenschaftlicher Tätigkeit« die alltäglichen Drahtseilakte und persönlichen Zielkonflikte beschrieben, denen weibliche Studierende und Wissenschaftlerinnen mit Kindern schon im »Normalfall« ausgesetzt sind. Sie legten zugleich relevante, dahinter liegende strukturelle Barrieren der bundesdeutschen Institution »Wissenschaft« offen, ebenso den fortbestehenden Müttermythos.

Mit der Corona-Pandemie wurden diese Zumutungen einer Rundumverfügbarkeit von Müttern in der Wissenschaft nun nochmals getoppt. Davon handelt dieses Buch.

Von heute auf morgen sind vormals mühsam austarierte öffentliche Betreuung- und Bildungsarrangements von der Tagesmutter über Kita, Schule und Hort gekappt und ohne angemessenen finanziellen Ausgleich ins Häusliche verlagert worden. Private Carearbeit, von jeher »wesensmäßig« in den Zuständigkeitsbereich von Frauen delegiert und als außerökonomische Tätigkeit trivialisiert, stieg ins Unermessliche. Hinzu kam die Umstellung der Lehre, die schon immer bevorzugt weiblichen Assistentinnen und Hilfskräften mit befristeten Arbeitsverträgen übertragen wurde, auf Online-Formate. Unglaublich viel (unbezahlte) Arbeitszeit mussten sie dafür investieren und mit dem täglichen Homeschooling, den eigenen wissenschaftlichen Projekten, aber auch der Rundumversorgung ihrer Familie in Einklang bringen. Hinzu kam die emotionale Zuwendung für ihre Kinder, die in der Pandemie ihre Schulfreunde und Spielkameraden schmerzlich vermisst haben. Diese Gemengelage führt unweigerlich zu physischer und psychischer Erschöpfung, wie das jüngst Franziska Schutzbach eindrücklich beschrieben hat (Schutzbach 2021).

Der Band versammelt erschütternde Erfahrungsberichte, die den gedankenlosen, ja, ausbeuterischen Zugriff des bundesdeutschen Wissenschafts-

systems auf die Ressource Mütterlichkeit facettenreich skandalisiert. Ob das von den Mutter*wissenschaftler*innen, wie sie im Buch genannt werden, in die Fragestellung »Sind wir noch zu retten?« oder in das Bild von den Müttern mit Oktopusarmen mündet, die nicht reichen, um gleichzeitig zu forschen, zu arbeiten, den Schulunterricht der eigenen Kinder zu bewerkstelligen, außerdem zu kochen, zu trösten, an das Rezept für Oma zu denken - sie alle haben spätestens in der Pandemie gelernt, dass Care-Arbeit innerhalb von renditeorientierten Wirtschafts- und Wissenschaftsstrukturen nichts wert ist und als Privatsache gilt. Wenn Du als Mutter* schon unbedingt in die Wissenschaft willst, dann organisiere das - bitte schön - in Eigenverantwortung, so lautet das neoliberale Credo. »Ich habe gelernt, dass die Arbeit, die ich als Mutter* klammheimlich und unbemerkt leiste, mich mehr Energie kostet, als eine zwanzigseitige Hausarbeit an drei Tagen runterzuschreiben,« konstatiert eine Studentin mit zwei Kindern (S. 196). Von permanenter Nachtarbeit berichten alle wissenschaftlich tätigen Frauen*, um Drittmittelanträge, Masterarbeiten oder ihre Doktorarbeit zu schreiben. Mütter, die einen erholsamen Schlaf für die komplexen Anforderungen der Arbeit des Alltags und das »Doing Family« bitter nötig gehabt hätten (Meier-Gräwe 2015). Die Folge: Viel zu viele werden dünnhäutig, sind unfassbar gestresst, arbeiten unter dem Damoklesschwert, unbedingt eine Verlängerung ihrer Stelle erreichen zu müssen, viele geben auf. Die wenigen, die es schaffen, haben die Mehrgenerationen-Familie als Back-up-System vor Ort – anders ist es einfach nicht zu schultern, daran können auch noch so engagierte Familien- und Gleichstellungsbeauftragte an den Hochschulen nichts ändern. Eine Autorin berichtet, dass sie die Disputation ihrer Doktorarbeit noch durchzieht und ihre Forschungsergebnisse danach online veröffentlichen wird. Dann aber sei Schluss mit dem Versuch, sich in einem diskriminierenden, entsolidarisierten und entgrenzten System etablieren zu wollen (S. 96).

In dieser Zeit haben sich bundesweit viele exzellente Wissenschaftlerinnen aus diesen ausbeuterischen Strukturen verabschiedet. Armes Deutschland.

Die Beiträge dieses Bandes belegen eindrücklich, dass die in der Scientific Community häufig vorgebrachten Argumente, in Sachen Gleichstellung komme man in Deutschland in der Alma Mater doch seit geraumer Zeit gut voran, gelinde gesagt, trügen. Was Mutter*wissenschaftler*innen betrifft, ist es reiner Selbstbetrug. Die Beiträge geben vielmehr in bestürzender Weise darüber Auskunft, dass eine hohe persönliche intrinsische Motivation, einzelne wohlwollende Vorgesetzte und unterstützende Kinesväter auch in den nächsten Jahrzehnten bei weitem nicht genügen werden, damit weiblich

gelesene Menschen mit zugeschriebener oder realer Sorgeverantwortung in der Wissenschaft endlich gläserne Decken durchbrechen können bzw. nicht länger auf »sticky floors« kleben bleiben. Die Folgen der unglaublichen Zumutungen, die Wissenschaftlerinnen mit Sorgeverantwortung während der Corona-Pandemie durchstehen mussten, bestätigen freilich ein Dilemma, das in Deutschland schon vorher bestand. Es wird allerdings unter zugespitzten Krisenbedingungen nunmehr wie unter dem vielzitierten »Brennglas« in seinem empörenden Ausmaß deutlich. Deshalb ist es auch kein Zufall, dass der Vertrauensverlust in die Politik während der Corona-Pandemie vor allem bei Müttern mit Kindern unter 15 Jahren besonders groß ist (Bastin/Unziker 2021).

Ganz offenkundig reichen die bisher ergriffenen Förder- und Mentoring-Programme oder das Audit »Familiengerechte Hochschule« schlicht und ergreifend nicht aus, um den männlich geprägten Habitus einer grenzenlosen Rundum-Verfügbarkeit für die Wissenschaft aus den Hörsälen und Laboren zu verbannen. Hinzu kommt die faktische Definitionsmacht von männlich dominierten Entscheidungsgremien der Präsidien und Fachbereichsorgane, leider oft sekundiert von Wissenschaftlerinnen, die selbst keine Sorgeverantwortung tragen oder wegdelegiert haben. Ebenso wenig scheint sich etwas an dem deutschen Mythos der treusorgenden, aufopferungsvollen Mutter zu verändern. Ihre Fürsorglichkeit gilt als »naturegeben«, gewissermaßen in ihre DNA eingeschrieben. It's nature, stupid. Wissenschaft und Mutterschaft – beides geht nicht. So zumindest die unterschwellige Botschaft in einem zunehmend auf Effizienz und möglichst hohe Drittmittelquoten getrimmten Wissenschaftsbetrieb.

Wenig tröstlich ist es angesichts dieser unglaublichen Misere, dass der seinerzeitige DFG-Präsident Peter Strohschneider bereits 2015 auf einer wissenschaftspolitischen Abendveranstaltung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen des Emmy Noether-Treffens zum Thema »How to fix the leaky pipeline?« zusammengefasst hat, warum sich das deutsche Wissenschaftssystem so schwer mit der Chancengleichheit der Geschlechter tue. Zunächst überlagerten sich in Deutschland »zwei starke Heroismen«, so konstatierte er: ein heroisches Verständnis der Forscher und ein heroisches Verständnis der Mutter. Wenn jede Heldenrolle 24 Stunden am Tag einnehme, gebe es einen Konflikt bei der Person, die beides sein möchte. Außerdem beobachte er eine »Machtfrage«, die alle Disziplinen durchziehe. Je prestigereicher und einträglicher ein Bereich in der Wissenschaft sei, desto mehr werde er von Männern dominiert. Dagegen sind Frauen »in solchen Feldern

überproportional vertreten – so ist es leider –, die allgemein als in der einen oder anderen Hinsicht weniger wichtig eingeschätzt werden.« Zuletzt mahnte Strohschneider an, dass im Wissenschaftssystem ein zu starker Fokus auf Quantifizierung von Leistungsnachweisen gerichtet sei. Die Anzahl der veröffentlichten Artikel habe bedauerlicherweise oft mehr Gewicht, als deren Qualität, und auch dies wirke sich für Frauen strukturell nachteilig aus (dfg-Mitteilungen 2015). So weit, so gut. Diese Beobachtungen klingen völlig einleuchtend und werden durch die vorliegenden Buchbeiträge bestätigt. Doch bei solchen Feststellungen darf es nicht länger bleiben! Deshalb ist es absolut nachvollziehbar, dass einer der Autorinnen die Idee eines Mütter-Streiks kommt: »Warum sollten wir es nicht einfach gemeinsam wagen? Ich bereue sehr, dass ich nicht stärker Strukturen – gemeinsam mit anderen – öffentlich kritisiert und auch bestreikt habe und mich stattdessen immer wieder extrem angestrengt, meine Bedürfnisse missachtet und gearbeitet habe, als ob es gerade keine weltweite Krise gebe.« (S. 101).

Ja, richtig, Mutter*Wissenschaftler*innen – empört Euch, vernetzt Euch, streikt und lest unbedingt dieses Buch!

Die vorliegende Veröffentlichung »Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie« möchte ich zuvörderst aber allen honorigen Mitgliedern der Hochschulrektorenkonferenz (HRK), der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und weiteren Forschungsorganisationen zur Förderung und Finanzierung der Wissenschaft nicht einfach nur nachdrücklich empfehlen. Vielmehr müsste dieses Buch unter Einschluss des am Ende formulierten Manifests für diese in der Wissenschaft tätigen Verantwortungs- und Entscheidungsträger*innen zur Pflichtlektüre erklärt werden, um im Anschluss auf einer mehrtägigen obligatorischen Klausurtagung endlich tiefgreifende grundlegende Strukturreformen in der Wissenschaft und ihren Organisationen zu beschließen, zeitnah einzuleiten und ihre Umsetzung konsequent zu überprüfen. Hilfreich wäre dabei die Einbindung der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen e. V. und weiteren Care-Initiativen, die es hier zu Lande ja gibt.

Denn die Erkenntnisse von hochdekorierten Persönlichkeiten der Alma Mater über die Barrieren von Chancen- und Geschlechtergerechtigkeit in der Wissenschaft, gegossen in bildungsbürgerlich ansprechende Metaphern von diversen »Heroismen« ändern an den strukturellen Dilemmata des deutschen Wissenschaftsbetriebs allein rein gar nichts.

Auch wenn das etwas wissenschaftsfern klingen mag: wir haben schon lange kein Erkenntnisdefizit mehr, wie ein lebensdienliches Wissenschafts-

system beschaffen sein müsste, sondern ein veritables Problem bei seiner Umsetzung, um der totalen Erschöpfung von Müttern* oder ihrem »Drop-out« aus der Wissenschaft nachhaltig zu begegnen.

Übrigens: Wie Deutschland mit seinem weiblichen Begabten- und Beschäftigungspotential umgeht, ist nicht einmal ökonomisch vernünftig. Der Bildungs-Gap ist überwunden – mehr aber auch nicht.

Literatur

- Bastin Sonja/Unziker, Kai (2021): Verlieren die Eltern ihr Vertrauen? Belastungen und Politikvertrauen während der Corona-Pandemie nach Familienkontext. In: Bonora, Caterina et al (Hrsg.) Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Corona-Pandemie. IPW WORKING PAPER Institut für Politikwissenschaft Universität Bremen, S. 37–49.
- dfg-Magazin, Wissenschaftspolitischer Abend, Emmy-Noether-Treffen, 4.08. 2015, <https://www.dfg.de> > download > pdf > dfg_magazin > veranstaltungen > karrierewege > emmy_noether_treffen_15 > wipo_abend.pdf. (Zugegriffen am 22.04.2022)
- Meier-Gräwe, Uta (2010): Der familiäre Essalltag als wirkungsmächtiger Produktionszusammenhang von Gesundheit. In: Ohlbrecht, Heike/Schönberger, Christine (Hrsg.): Gesundheit als Familienaufgabe. Zum Verhältnis von Autonomie und staatlicher Intervention Juventa, Weinheim und München, S. 212–228.
- Meier-Gräwe, Uta (2015) (Hrsg.): Die Arbeit des Alltags. Gesellschaftliche Organisation und Umverteilung. VS Springer, Wiesbaden.
- Nowotny, Helga/Hausen, Karin (1986): Wie männlich ist die Wissenschaft? Suhrkamp, Berlin.
- Schutzbach, Franziska (2021): Die Erschöpfung der Frauen – Wider die weibliche Verfügbarkeit. Droemer/Knauer, München.
- Unser erster weiblicher Doktor. Breslauer Zeitung (Abendausgabe), 22. Dezember 1900. In: v. Leitner, Gerit (1994) Der Fall Clara Immerwahr. Leben für eine humane Wissenschaft. C.H.Beck, München.

Inhalt

Uta Meier-Gräwe	
Geleitwort	5
Sarah Czerney, Lena Eckert	
Einleitung: Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie	15
Agnieszka Althaber	
Von dem Gefühl, ein Alien hoch drei zu sein. Wie die Pandemie mir dabei half, die Normalität im Alltagserleben von Wissenschaft und Familie neu auszurichten.....	41
Nicole Baron	
Die Resilienz von Müttern* und die Resistenz des Wissenschaftssystems unter Corona	45
Anneka Beck, Judith Haase, Stephanie Haupt	
Kollegiales Promotionscoaching: Wurzeln und Flügel für die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Wissenschaft vor und während der Coronapandemie	49
Rose Marie Beck	
Ohne Rückzugsraum. Sprechstunde online.	55
Christine Braunersreuther	
Ausgebrannt	57
Annette Breckwoldt	
Ein persönlicher und unfertiger Blick auf Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie.....	59
Sarah Czerney	
Wie ich ein Körper blieb. Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie	63
Antonia Ehrenburg	
Pandemie als Selbstversuch	69
Anne Engelhardt	
Covid-19, Wissenschaft und Mutter* werden.....	73

Anne Freese	
Manchmal wünsche ich mir den Lockdown zurück.....	79
Janine Funke	
Digitalisierung ermöglicht Partizipation. Gerade auch von Eltern in der Wissenschaft	83
Carina Giesen	
Wie Sie sehen, sehen Sie nichts: Warum wir einen pandemiebedingten Nachteilsausgleich für Nachwuchswissenschaftler*innen mit Kindern brauchen	85
Johanna Hess	
»Ob ich meine Emails schon in der ersten Tageshälfte abarbeiten konnte, wurde damit zum Glücksfall« – Wissenschaftliches Arbeiten als Mutter* in der globalen Pandemie. Ein Erfahrungsbericht.	89
Louisa Kamrath	
Theorie, Pandemie, Lethargie: ein kurzer Text über Muttersein und Aufgeben in diesen Zeiten	93
Silke Kassebaum	
Spurwechsel.....	95
Elisa Kwiatek	
Wie Maßnahmen zur Eindämmung der Corona-Pandemie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf unterstützen können	97
Katja Labow	
Zeit für einen Mütter*-Streik?! Gedanken zu alten und neuen Diskriminierungen in Wissenschaft und Gesellschaft.....	99
Anne Lequy	
Leinen los! Larguons les amarres!.....	105
Daniela Liebscher	
Schaffen wir Schrei(b)räume! Promovieren und Schreiben im Ausnahmezustand	107
Nadja Lüttich	
Egal oder Elite? – Eine Selbstbefragung zwischen Klasse und Karriere.....	III

Katharina Pethke 2020.....	115
Jing Ma Experiencing and enjoying the windy way	121
Stefanie Marker und Christina Völlmecke Mitgelesen! Zwei Hannas chatten aus dem Home-Office Alles.....	125
Juliane Müller Sind wir noch zu retten? Perspektive einer privilegierten Mutterschaftlerin zu den Pandemie-Auswirkungen.....	131
Eva-Maria Obermann Muttersein?	139
Aline Oloff Die Pandemie als Realitätscheck: Das System Wissenschaft ist lebensfeindlich, Sorge für andere und für sich selbst sind nicht vorgesehen.	143
Henriette Pohle Ein Erfahrungsbericht im Spagat – Über die Unvereinbarkeit von Sorgearbeit und Studium in Zeiten der Covid-19-Pandemie.....	147
Wencke Schindler Experten des Lockdowns	155
Anne-Katrin Schlobach Von der Mär des <i>Oktopus-Syndroms</i> bei Müttern* im Hochschulsystem.....	159
Johanna Schmidt Die Last des freien Willens.....	165
Pauline Seuß Liebe als Sicherheitsdispositiv oder Narrativ der Freiheit während der Covid-19-Pandemie	169
Johanna Trautwein Mutterschaft ist die Möhre oder wie scheinbar Einfaches komplex wurde	175

Katjuscha von Werthern	
Verpasste Chancen – für dich, für mich, für alle.	183
Badrieh Wanli	
Am Anfang ging es uns noch gut.	193
Susanne Weiß-Wittstadt	
Vereinbarkeit von Mutterschaft und Wissenschaft inmitten der Pandemie dank Homeoffice und familiärer Unterstützung	197
Maria-Marina Zempeltzi	
Messy notes on an important topic.....	201
Bianca Lange und Josephine Jellen	
Care-Work und Corona – (k)eine Frage von Mutterschaft?	205
Adhoc-Kollektiv von Mutter*Wissenschaftler*innen	
Mutterschaftsfeministische Postulate an die Wissenschaft. Ein Manifest.....	213
Verzeichnis der Autor*innen	219

Einleitung: Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie

Sarah Czerney, Lena Eckert

Gender Gaps, Motherhood Penalty und Maternal Wall

Vor einigen Jahren waren wir bei einem *career talk* für Nachwuchswissenschaftlerinnen. Eine Professorin aus den Naturwissenschaften berichtete von ihrem Karriereweg, von Herausforderungen und Bewältigungsstrategien, Problemen und Möglichkeiten. Nach ihrem Vortrag beantwortete sie Fragen des Publikums. Eine der Anwesenden stellte die Frage, weshalb nach Meinung der Referentin trotz jahrelanger Bemühungen um Chancengleichheit und Gleichstellung in der Wissenschaft noch immer mehr Frauen* als Männer* die Wissenschaft verließen und noch immer weniger Frauen* als Männer* in wissenschaftlichen Führungspositionen zu finden seien. Die Referentin lachte kurz auf und sagte dann in vollkommen selbstverständlichem Tonfall, ihrer Erfahrung nach gebe es keinen Unterschied zwischen »Männern« und »Frauen« in der Wissenschaft; auch habe sie selbst nie Diskriminierung oder Benachteiligung erfahren. Das einzige Problem sei, so fuhr sie fort, »dass wir an irgendeinem Punkt im Leben halt immer noch die Kinder kriegen.«

Daran sind mehrere Dinge bemerkenswert. Drei davon möchten wir herausgreifen, um dieses Buch einzuleiten. Erstens führt die Referentin hier eine scheinbar »biologische Tatsache« als Erklärung für eine gesellschaftliche Schieflage an. Die Fähigkeit mancher Körper, Kinder zu gebären, soll die *leaky pipeline*² in der Wissenschaft erklären. Sie konstruiert zweitens eine Zweigeschlechtlichkeit, innerhalb derer diese Fähigkeit ausschließlich auf ein klar abgrenzbares »Wir« verteilt ist (»wir Frauen«). Jede Frau, so sugge-

- 1 Wir verwenden das Gendersternchen aus zwei Gründen. Zum einen verstehen wir Kategorien wie »Frauen*« und »Männer*« nicht als vermeintlich natürliche und biologische Größen, sondern als historisch-kulturell-mediale und diskursiv-materiell hervorgebrachte Konstruktionen. Zum anderen sind die Gruppen von »Frauen*« und »Männern*« auch in sich nicht homogen, sondern vielfältig. Mit dem Sternchen zeigen wir an, dass wir mit »Frauen*« alle meinen, die sich als Frau* identifizieren (analog dazu bei »Männer*«). Zur Verwendung des Gendersternchens bei »Mütter*« siehe das Unterkapitel »Mütter* mit Sternchen«.
- 2 Die *leaky pipeline* beschreibt das sukzessive Verschwinden von Frauen* auf den verschiedenen Stufen der wissenschaftlichen Laufbahn auf dem Weg zur Professur (vgl. Husu 2001). Haussauer (1994: 148) beschreibt das Phänomen auch als »akademisches Frauensterben«.

riert die Aussage, kann und möchte Kinder bekommen, und jede, die Kinder bekommt, ist eine Frau.³ Drittens, so diese »Erklärung« für den hohen Dropout von Wissenschaftlerinnen, bedeute die Tatsache, ein oder mehrere Kind(er) zu bekommen für Frauen* unausweichlich, dass sie es sind, die sich hauptsächlich kümmern (müssen) – und dann haben sie eben keine Zeit mehr für die Wissenschaft. Kurz gesagt impliziert dieser Satz, dass weiblich gelesene Personen in ihrem innersten Wesen »natürlicherweise« mütterlich seien und damit in der Wissenschaft »ein Problem« und eigentlich fehl am Platz – und das auch unabhängig von tatsächlich vorhandenen Kindern oder Kinderwünschen.

Nicht immer wird dieser Gedanke so explizit geäußert – weit verbreitet ist er dennoch, in der Gesellschaft wie in der Wissenschaft. Trotz aller Bemühungen um Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung, trotz Professorinnen- und Mentoringprogrammen, trotz der zunehmenden Professionalisierung von Gleichstellungsarbeit an Hochschulen bleiben weiblich gelesene Menschen noch immer weitestgehend aus Bereichen und Positionen der Macht, der Entscheidungen, des Prestiges und des Geldes ausgeschlossen. Ein Grund dafür ist die Unterstellung, dass sie im Kern mütterlich seien (vgl. Villa-Braslavsky 2020: vii), sich also besonders gut und vor allem aus Liebe und deshalb unbezahlt um andere kümmern können. »Emotionale Arbeit, das Sich-Kümmern und -Sorgen gilt als »natürliche« Eigenschaft von Frauen*, also nicht als besondere Qualifikation oder Kompetenz, die entsprechend entlohnt werden müsste« fassen Almut Schnerring und Sascha Verlan, die Initiator*innen des *Equal Care Days*⁴, zusammen (2020: 20).⁵ Dafür muss die Person keine Frau* und nicht einmal tatsächlich Mut-

3 Hier ohne Sternchen, da die Referentin eine vermeintlich natürliche, homogene Gruppe bezeichnete.

4 Der *Equal Care Day* ist ein Aktionstag, der auf die mangelnde Wertschätzung und unfaire Verteilung von Fürsorgearbeit aufmerksam macht. Die Festlegung auf den 29. Februar, der als Schalttag nur alle 4 Jahre stattfindet und in den Jahren dazwischen übergangen wird, weist darauf hin, dass Care-Arbeit als weitgehend unsichtbare Arbeit gilt, die oft nicht wahrgenommen und nicht bezahlt wird (vgl. *Equal Care Day* o. J.).

5 Dieser *Gender Care Gap* führt auch zum *Gender Pension Gap*: aktuellen Zahlen zufolge bekommen Frauen* in Deutschland 46 % weniger Rente als Männer* (vgl. Schnerring/Verlan 2020: 19). Laut dem Sachverständigengutachten, auf dem der Zweite Gleichstellungsbericht der Bundesregierung aufbaut, liegt der *Gender Pension Gap* sogar bei 53 %. Damit liegt Deutschland im europäischen Vergleich auf dem letzten Platz (vgl. Sachverständigenkommission zum Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung 2017: 136). Mit einem höheren Berufsabschluss verringert sich der *Gender Pension Gap*. Für Personen mit Hochschulabschluss liegt er »nur« bei 35,6 % (vgl. BMFSFJ 2011: 16). Dabei ist hervorzuheben, dass es nicht so sehr der Faktor Geschlecht, sondern vielmehr der

ter* sein oder einen Kinderwunsch haben, um an *gläserne Decken* zu stoßen oder an *sticky floors* kleben zu bleiben – es reicht die immer noch weit verbreitete Annahme, ab einem gewissen Alter wollten als weiblich gelesene Menschen Kinder bekommen und sich dann ausschließlich oder zumindest zum allergrößten Teil selbst um diese kümmern. Auch die Pflege Angehöriger fällt in den Verantwortungsbereich, der meist weiblich gelesenen Personen zugeschrieben wird.

Ein Einwand, der häufig auf diesen Befund folgt, ist, Frauen* würden sich selbst und aus freien Stücken dafür entscheiden, die Wissenschaft zu verlassen, oftmals nach der Promotion und nachdem sie Kinder bekommen haben – sie wollten sich eben nicht im harten Wettbewerb der Wissenschaft durchsetzen und beweisen müssen, sondern sich stattdessen lieber um die Kinder kümmern. Auf Einzelne mag das zutreffen, doch diese Individualisierung gesellschaftlicher Missverhältnisse verschleiert die strukturellen Machtmechanismen, die solchen »persönlichen Entscheidungen« zugrunde liegen. Wie frei können Frauen* tatsächlich in ihrer Berufswahl sein, wenn sie in ihrer eigenen Erziehung und durch mediale Bilder von klein auf gelernt haben, dass vor allem sie es sind, die für Care-Arbeit zuständig sind? »Fürsorgliche Fähigkeiten und Verantwortungsbewusstsein sind nicht einfach da, sie werden erlernt – oder eben nicht« betonen Schnerring und Verlan (2020: 20).⁶

Diese früh erlernten und im Laufe des Lebens verfestigten Geschlechterrollen haben entscheidenden Einfluss auf die Berufs- und Studienwahl und auf das Vorankommen von Frauen* in beruflichen Hierarchien – auch in der Wissenschaft. Trotz aller Programme zur Sicherung der Chancengleichheit zeigen auch die aktuellen Daten der Europäischen Kommission zum Thema Gleichstellung in Forschung und Innovation von 2021 weiterhin klare *Gender Gaps*. So sind Frauen* EU-weit in erziehungswissenschaftlichen Fächern über- und in MINT-Fächern unterrepräsentiert (vgl. European Commission 2021: 22). Und auch wenn bei den Promotionsabschlüssen inzwischen fast Geschlechterparität herrscht, so vertiefen sich die *Gender Gaps*, je höher man auf der Karriereleiter kommt, vor allem in MINT-Fächern (vgl. ebd. 181f).

Faktor Mutterschaft ist, der den *Gender Pension Gap* begründet. Zwischen kinderlosen Frauen* und Männern* liegt er nur bei 12 % (vgl. Enders 2022). Es handelt sich also eigentlich eher um einen *Motherhood Pension Gap*.

6 Für das Feld der Wissenschaft hat Sandra Beaufaÿs herausgearbeitet, wie sich der Ausschluss von Frauen* dort mehr oder weniger subtil in verschiedenen alltäglichen Praktiken vollzieht und wie sich damit Wissenschaft und Geschlecht gegenseitig konstituieren (vgl. Beaufaÿs 2003).

Aktuell ist nur rund ein Fünftel der Professuren in Deutschland mit Frauen* besetzt (europaweit ist es immerhin ein Viertel), in den naturwissenschaftlichen Fächern sind es nur 15 % und in den ingenieurwissenschaftlichen Fächern sogar nur knapp 10 % (vgl. ebd.: 190). Nur 23 % der Hochschulen in Deutschland werden von einer Frau* geleitet (vgl. ebd.: 200).

Die Anteile von Müttern* in der Wissenschaft erhebt der Bericht der Europäischen Kommission (wie auch die meisten anderen Datenerhebungen zu Gleichstellung und Chancengleichheit in der Wissenschaft) nicht.⁷ Es besteht also auch ein *motherhood data gap*, eine Datenlücke bezogen auf den Ungleichheitsfaktor Mutterschaft. Dennoch lässt sich die Situation aus verschiedenen einzelnen Befragungen ableiten.⁸ Laut eines Tagungsberichtes des BMBF waren 2010 fast drei Viertel der wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen des akademischen Mittelbaus kinderlos (Männer* fast genauso häufig wie Frauen*). Und unter den wenigen Professorinnen, die es gibt, war der Anteil der Kinderlosen 2010 fast doppelt so hoch wie bei den Professoren (vgl. BMBF 2010: 5).

Aktuellere Zahlen liefert der Bundesbericht wissenschaftlicher Nachwuchs 2021: Laut diesem Bericht hat die Hälfte des promovierten Personals Kinder, Männer* hingegen häufiger als Frauen* (vgl. Konsortium BuWiN 2021: 163–166). Auch sind Wissenschaftler*innen deutlich seltener Eltern als Gleichaltrige in anderen Berufszweigen, obwohl ein hoher Kinderwunsch auch unter Wissenschaftler*innen vorhanden ist (vgl. Konsortium BuWiN 2017: 36). Der Bericht führt weiter aus, dass sich beim sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchs die Geschlechter in Bezug auf Elternschaft über die Jahre angeglichen haben, Professorinnen jedoch noch immer deutlich häufiger kinderlos sind als Professoren: Fast die Hälfte der Professorinnen hat keine Kinder, jedoch nur knapp ein Viertel der Professoren. Dies liegt den Autor*innen des Berichts zufolge daran, dass es Männern* häufiger als Frauen* gelingt, die Familiengründung nachzuholen, wenn sie eine entfristete Professur bekommen. Insbesondere unter Wissenschaftlerinnen bleibt ein hoher Anteil kinderlos, obwohl sie einen Kinderwunsch haben (vgl. Konsortium BuWiN 2021: 163–166).

7 Das Thema Mutterschaft und Wissenschaft wird nur am Rande erwähnt, wo es um die Gründe für den höheren Frauenanteil bei Teilzeitstellen geht (vgl. European Commission 2021: 151).

8 Ein herzlicher Dank geht an das Netzwerk Mutterschaft und Wissenschaft, aus dem viele der Literaturhinweise für dieses und das folgende Unterkapitel kamen.

Eine weitere Umfrage des N2 Netzwerks unter den Promovierenden an den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Deutschland ergab im letzten Jahr, dass mehr Frauen* als Männer* die Wissenschaft verlassen, mehr Menschen mit Kinderwunsch als ohne und mehr Menschen in Beziehungen als Singles. Es werden also, so die Schlussfolgerung, keineswegs nur die »exzellenten Wissenschaftler*innen« gehalten, sondern vor allem diejenigen, deren Lebensläufe es zulassen, dass sie all ihre Zeit und Energie in die Wissenschaft investieren können, weil sie keine Fürsorgetätigkeiten für andere übernehmen müssen (vgl. Heckmann 2021).

Mutterschaft und Wissenschaft, so lässt sich festhalten, scheinen allen Gleichstellungsbemühungen zum Trotz noch immer viel öfter ein »Oder« zu sein, als ein »Sowohl-als-auch«. Mutterschaft und die damit einhergehenden Idealisierungen und Stereotype stellen noch zu oft ein Hemmnis für eine Karriere in der Wissenschaft dar. Die US-amerikanische Soziologin Shelley Correll (2007) hat dafür den Begriff »motherhood penalty« geprägt. Diese Strafe ist vor allem ökonomischer Art – laut der Studie »Child Penalty« von 2019 verdienen Mütter* länderübergreifend auch 10 Jahre nach der Geburt des ersten Kindes deutlich weniger als Väter*. In Deutschland ist dieser Wert mit 61% am höchsten (vgl. Kleven et al. 2019: 4f).⁹ Im kapitalistischen Wirtschaftssystem bedeutet das aber natürlich auch geringere gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten und potentiell weniger Selbstwertgefühl. Die Genderwissenschaftlerin Joan Williams (2000: 97) spricht auch von der »maternal wall«: Während Männer* als stabiler und verlässlicher wahrgenommen werden, wenn sie eine Familie haben – die Soziologin Zuleyka Zevallo (2014) führt dafür den Begriff des »fatherhood bonus« ein –, gereicht (tatsächliche oder potenzielle) Mutterschaft Frauen* und weiblich gelesenen Menschen zum deutlichen Nachteil.¹⁰

9 Damit liegt Deutschland in der länderübergreifenden Studie auf dem letzten Platz. In den untersuchten skandinavischen Ländern liegt die »child penalty« zwischen 21% und 26%, in den englischsprachigen Ländern zwischen 31% und 44% (vgl. Kleven et al. 2019: 4f). Eine mögliche Erklärung für diese Unterschiede liegen den Autor*innen zufolge in verschieden starken Geschlechternormen in den untersuchten Ländern: In Ländern mit weniger stark ausgeprägten Geschlechternormen ist die »child penalty«, also die Gehaltseinbußen aufgrund von Mutterschaft, nicht so hoch (vgl. ebd.: 5f).

10 Vermutlich greift der »fatherhood bonus« jedoch nur so lange, wie Väter* nicht gleichberechtigt an der Care-Arbeit beteiligt sind. Sobald sie wirklich aktive Vaterschaft einfordern, haben auch sie mit Schwierigkeiten zu kämpfen.

Die (Un-)Vereinbarkeit von Mutterbild und wissenschaftlicher Tätigkeit

Dabei, so zeigt unser erstes Buch, ist es nicht die Unvereinbarkeit der Tätigkeiten Mutterschaft und Wissenschaft, sondern die Unvereinbarkeit der zwei sehr unterschiedlichen materiell-diskursiven Choreografien, die Mutterschaft und Wissenschaft gegeneinander ausspielt. Denn es wäre durchaus möglich, als Mutter* wissenschaftlich tätig zu sein, aber die »Idealisierungen und Ideologisierungen« (Czerney/Eckert/Martin 2020: 3), die mit den beiden Positionierungen »Wissenschaftler« und »Mutter« einhergehen, stehen einander diametral entgegen. Im derzeitigen Wissenschaftsbetrieb ist das Ideal nach wie vor der ungebundene Wissenschaftler, der sich – frei von allen Sorge- und Hausarbeiten sowie gesund und unabhängig von der Pflege anderer – ungestört und zeitlich unbegrenzt in seine Forschung vertiefen kann. Er kann – anders gesagt – vollkommen in seinem »Geist aufgehen«. ¹¹ Dem konträr gegenüber steht das Idealbild der Mutter, das seinerseits, gerade in Deutschland, sehr idealisiert und ideologisiert wird (vgl. z.B. Vinken 2001). Das vorherrschende Mutterbild in Deutschland besteht noch immer darin, dass sich eine Mutter aufopferungsvoll um ihre Kinder kümmert, ihre eigenen Bedürfnisse und Interessen jahrelang hintanstellt, den Haushalt führt, die *mental load*¹² schultert, die emotionale Beziehungsarbeit in der Familie übernimmt – kurz, dass sie selbstlos und natürlich unbezahlt die komplette Care-Arbeit übernimmt. Entgegen dem Idealtypus »des Wissenschaftlers«, der ganz in seinem Geist aufgehen kann, ist »die Mutter« vor allem eins: Körper.

Es ist wichtig zu betonen, dass wir mit dieser Beschreibung nicht individuelle Personen meinen – natürlich gibt es einzelne Mütter* (und Väter*), die es schaffen, ihre Elternschaft mit der Wissenschaft zu vereinbaren. Es sind nicht die individuellen Mütter*, die diese beiden Positionen nicht vereinbaren können, sondern es sind die gesellschaftlichen Positionierungen

11 Wie wirkmächtig dieses Stereotyp ist, zeigt der »Draw a scientist«-Test eindrucksvoll. In der ursprünglichen Studie wurden Kinder über einen Zeitraum zwischen 1966 und 1977 gebeten, Bilder eines »scientists« zu malen. In diesem Zeitraum zeigten nur 28 der 5000 Zeichnungen eine Wissenschaftlerin (0,6 %). Seitdem haben fast 80 Studien das Experiment mit 20 000 Schüler*innen wiederholt. Eine 2018 erschienene Metastudie zeigt, dass mittlerweile immerhin 28 % der Zeichnungen Wissenschaftlerinnen zeigen. Die Studie zeigt damit auch, dass dennoch das Bild eines männlichen Wissenschaftlers vorherrschend bleibt (vgl. Miller et al. 2018).

12 Der Begriff *Mental Load* beschreibt die unsichtbaren aber sehr kraftraubende Aufgabe des an Dinge Denkens, so zum Beispiel alle Planungs- und Koordinierungsprozesse, die mit Kindergeburtsstagen einhergehen. Der Geburtstag an sich ist dabei nicht der *Mental Load*, sondern alles, was vor und nach dem Ereignis geplant und koordiniert werden muss (Vgl. Cammarata o.J.).

als Mutter und als Wissenschaftlerin, die unvereinbar sind in ihren Ansprüchen, Idealisierungen und Ideologisierungen. In ihrer gerade erschienenen klaren und eindrucksvollen Analyse von Mutterbild und Mutterschaft als Ideologie beschreibt die Schriftstellerin Siri Hustvedt Mutterschaft als kulturelle Zwangsjacke, als Ideologie, die auf einem »nurturing without limit« beruht (Hustvedt 2021: 26). Für »wilde Mütter*« – also für diejenigen, die nicht in diese Ideologie passen (weil sie zum Beispiel Wissenschaftlerin sind) – wird diese Ideologie zur Bestrafung. Diese Bestrafung ist selbstverständlich keine, die staatlich oder infrastrukturell geschieht. Sie erfolgt über den Mechanismus der Scham oder der Schuld (vgl. Hustvedt 2021: 26). Beispiele, die viele Frauen* in der Wissenschaft kennen, sind die Frage in Bewerbungsgesprächen, wie die Bewerberin die Stelle mit ihren Kindern vereinbaren werde, oder die Frage auf Konferenzen: »Ja, und wo sind Ihre Kinder gerade?« oder auch der nett gemeinte Kommentar: »Haben Sie ein Glück, dass Ihr Mann Ihnen so viel hilft!«.¹³

Der Versuch, die oben beschriebenen, sich konträr gegenüberstehenden Positionierungen »der Mutter« und »des Wissenschaftlers« zu vereinbaren, gerät für viele schnell zur Zerreißprobe. Viele der in diesem Buch versammelten Mütter* berichten davon, unter dieser Zerrissenheit zu leiden und sich weder als gute Mutter*, noch als gute Wissenschaftlerin zu fühlen. Es sind die zwei wackeligen Böden Mutterschaft und Wissenschaft (vgl. Beck/Eckert 2020), die zwei einander entgegengesetzten »materiell-diskursiven Choreografien« Mutterschaft und Wissenschaft (Eckert 2020), die die Zerreißprobe ausmachen: das dominante Mutterbild stellt die idealtypische Mutter noch immer vor allem und zu allererst als nährenden Körper dar, während der Idealtypus eines Wissenschaftlers noch immer vor allem ein von allen Sorgetätigkeiten unabhängiger Geist ist.

Mütter* mit Sternchen

In unserem ersten Buch zu Mutterschaft und Wissenschaft haben wir uns entschieden, Mutter ohne Sternchen zu schreiben, weil wir »Mutter« als ein historisch und kulturell spezifisches Phänomen und nicht als eine Identität verstehen wollten. Trotz aller Bemühungen, Muttersein individuell zu gestalten, geht es immer auch um das gesellschaftliche Mutterbild, zu dem man sich verhalten muss, wenn man Mutterschaft thematisiert. Diese Starrheit des gesellschaftlichen Bildes von »der Mutter« wollten wir betonen, indem

¹³ Mehr Beispiele finden sich auf Twitter unter *#MomTooInScience* und *#MomTooInAcademia*.

wir Mutter ohne Sternchen geschrieben haben (vgl. Czerney/Eckert/Martin 2020: 5).¹⁴

In diesem Buch haben wir uns entschieden, Mütter* mit Sternchen zu schreiben, da wir gemerkt haben, dass wir mit unseren Büchern und dem Netzwerk Mutterschaft und Wissenschaft ganz konkrete und vielfältige, als Mütter* positionierte Personen ansprechen. Nicht nur cis-Frauen* sind Mütter*, sondern auch nicht-binäre, inter* und trans* Personen. Nicht alle Mütter* haben geboren. Nicht alle, die geboren haben, sind Mütter*. Mütter* sind vielfältig. Wir möchten, dass sich alle, die sich als Mutter* definieren, angesprochen fühlen, deshalb das Sternchen.

Dennoch bleibt zu betonen, dass die Begriffe »Mutter« und »Mutterschaft« Zuschreibungen, Mythen und Stereotype reproduzieren, die reflektiert werden sollten, zum Beispiel eine besondere Emotionalität, Fürsorglichkeit, Zärtlichkeit usw. »Mutter« speist sich aus einer moralischen Vorstellung, die auf Dichotomien wie Gut und Böse zurückzuführen ist. Der Begriff »Vater« ist weniger moralisch aufgeladen (vgl. Hustvedt 2021: 21).¹⁵ Mutter* mit Gendersternchen zu schreiben bedeutet für uns also, die gesellschaftliche Konstruktion eines starren und exklusiven Mutterbildes zu hinterfragen und stattdessen die Vielfalt des Mutterseins zu betonen.

Mutterschaft als doppelte Leerstelle

Der Körper-Geist-Dualismus, der in westlichen Diskursen spätestens seit Descartes (1976) vorherrscht und der der Unvereinbarkeit von Mutterschaft und Wissenschaft zugrunde liegt, ist trotz des sogenannten *body turn* oder des *materialist* und *affective turn* noch immer fundamental für den derzeitigen Wissenschaftsbetrieb. Er führt dazu, dass das Thema Mutterschaft

14. Auch ging es uns um die »Institution Mutterschaft«, die bereits 1976 sehr eindrucksvoll von Adrienne Rich beschrieben wurde (vgl. Rich 1976). Rich unterscheidet zwei fundamentale Aspekte, die Mutterschaft ausmachen: Mutterschaft als Beziehung und Mutterschaft als Institution. Die Trennung zwischen den beiden ist natürlich nicht immer trennscharf, dennoch lässt sich feststellen, dass beide ineinander verzahnt sind und die Ansprüche, die die eine Instanz an die andere heranträgt, die jeweils andere entscheidend beeinflusst.

15. Es sind auch meist die Mütter* der weißen Mittelschicht (meist mit akademischem Hintergrund), die sich mit diesem Mutterbild auseinandersetzen müssen. Die Mütter*, deren Einkommen weitaus geringer und durch körperlich anstrengendere Jobs eingebracht wird, konnten und können sich oft nicht die Gedanken machen, ob sie zuhause bei den Kindern bleiben wollen oder nicht, wie lange, oder warum eigentlich. Dieser sehr spezifische Anspruch, ein bestimmtes Mutterbild zu bedienen, geht mit einer normativen und bürgerlichen Weiblichkeit einher.